

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N. 20.

Mittwoch, den 9. März 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

Inserate werden bei einer **Auflage von über 2700** Exemplaren mit 1½ Sgr. für die gepaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltbündel.] In der Gefahr kommt der bessere Mensch zu sich; nur vollkommene Bösewichte oder ganz kanterotte Sujets verleugnen auch da die Gottesfurcht, und sind frivol, wo andere von tiefem Ernst erfasst sind. Wie ein Feldgeistlicher der Hannoveraner berichtet, haben die katholischen Soldaten der mobilen hannoverschen Armeebrigade in Holstein bei seiner Rundreise überall in großer Zahl die heil. Sacramente empfangen. So z. B. erschienen von den 71 Katholiken des Garde-Jäger-Bataillons zu Kellinghusen 36 am Tische des Herrn. Die aufopfernde Wirksamkeit der katholischen Feldgeistlichen und geistlichen Orden, welche der antikatolische und antichristliche Fanatismus so systematisch verlästert und als Teufel mit dem Pferdefuß zumal im lutherischen Norden abkonterfeit hat, macht auf die Protestanten den entschieden günstigsten Eindruck und oft bitten schon jetzt protestantische Soldaten, welche bisher von dem künstlich geschützten Vorurtheil befangen, Geistliche und Ordensschweftern mit großem Mißtrauen betrachteten, wiederholt um Verzeihung für früheres beleidigendes Benehmen.

Ueber den kathol. Feldgeistlichen Hrn. Müller schreibt man der Kreuzzeitung aus **Feldstedt**: „Wenn Sie dem Stabe der 13. Division begegnen, so können Sie mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß Sie unter den Generalstabs-Offizieren, den Adjutanten u. auch einen Mann im langen schwarzen Oberrock, mit kleinem, schwarzem Hütchen, mit der weißen Felsbinde am Arm, sehen. Er sitzt mit Gottvertrauen auf seinem ungerittenen Bauernpferde, das die Angewohnheit haben soll, sich, auch ohne daß sein Herr abgefahren ist, bei längerem Rasten gern im Schnee zu wälzen. Wenn die Kugeln pfeifen, verläßt der schwarz gekleidete Reiter auch seinen Posten nicht; ist aber das Gefecht vorüber, dann reitet er in munterem Trabe zurück zu den Verbandplätzen und spricht zu den Verwundeten Trost ein, und sein Wort hat gute Wirkung. An den Tagen der Ruhe finden Sie sicher denselben Mann in einem Lazareth und jeden Kranken über seinen Besuch erfreut. Reitet aber der General mit seinem Gefolge an einem Truppentheile vorüber, dann hört man zuerst ein frisches „Guten Morgen, Ew. Excellenz!“ und dann: „Du, wer ist denn der Schwarzfittler!“ worauf zehn Stimmen antworten:

„Dummer Rekrut, kennst denn Pastor Müller aus Münster noch nicht?“ —

In **Flensburg** führte vor Kurzem ein ungarischer Husar einen gefangenen Dänen vor die Stadt spazieren. Der Däne wollte die Gelegenheit benutzen, um zu entweichen, zog eine Pistole aus der Tasche und schoß meuchlings auf seinen Begleiter, den er jedoch nur leicht streifte. Der ergrimmte Husar zog seinen Säbel mit den Worten: „Terentete, todtschlagen will ich dich nicht, aber zeichnen will ich dich!“ und hieb dem Hinterlistigen das rechte Ohr ab. Im Spital übergab er dann den Einöhrigen mit den Worten: „Wenn der sich hinter dem Ohre kratzen will, so wird er allemal an die ungarischen Husaren denken.“

Wie der Pariser „Monde“ wissen will, wären die hervorragenden Mitglieder unsers Ministeriums, v. Bismarck und v. Roon, keine Freimaurer und erkläre sich daraus ein großer Theil der Feindseligkeiten gerade gegen sie, weil der Geheimbund gewohnt sei, die höhern Staatsstellen als Parteidomäne zu besitzen. Letzteres ist leider nur zu wahr und nur eins ist schwer zu begreifen, wie nach der hinlänglich bekannten Gefährlichkeit dieser Sekte dieselbe allein eine Ausnahmstellung von dem Geseze genießt und der staatlichen Controle enthoben ist, auch, obwohl sie anerkannt Politik treibt, mit auswärtigen Vereinen unter einem auswärtigen Oben verbunden sein darf. Daß die Freimaurerei großentheils nicht mehr bloß antikatholisch, sondern antichristlich ist, hat sich auf dem belgischen Congreß der „Freidenker“ gezeigt, wo sie eigentlich versammelt war; nicht minder ist der von dem ganzen europäischen Antichristenthum applaudirte Freimaurer Renan, der Verleugner der Gottheit Christi, dafür Beweis.

Wie weit die Verlotterung des Geistes und Herzens bereits gebiehen in den Kreisen, welche in der modernen irreligiösen Verdummung als obligater Aufklärung erzogen worden und wie die Rohheit da Einzug hält, wo das sittigende Element der göttlichen Christusreligion verlassen worden, darüber belehrt uns die „Berliner Tribune“, welche an dem Tage, wo die ersten Todesnachrichten vom Schlachtfelde in Schleswig eintrafen, folgendes mittheilte:

„Eine Trauerfeierlichkeit, wie sie wohl selten oder noch nie dagewesen ist, fand vor mehreren Tagen in einem hiesigen best renommirten Bierhause statt. In dem besagten Bierhause versammelt sich allabendlich eine kleine, aber ausgewählte Gesellschaft um ihren Tisch, und die Mitglieder derselben, aus „Kaufleuten, Künstlern und Gelehrten“ bestehend, unterhalten sich da ungezwungen, beim Glase Bier auf die fröhlichste und angenehmste Art. Ein Mitglied dieser Gesellschaft, Dr. L., wurde nun plötzlich krank und erschien seit Wochen nicht mehr in dem heiteren Zirkel. Eines Abends erscheint statt seiner nun sein Diener mit einem schwarz gesiegelten Briefe, adressirt an die ganze Gesellschaft. Alle rufen erschrocken: „Ist Ihr Herr todt?“ — „Nein!“ sagt der Diener lächelnd und entfernt sich. Hastig wird das Siegel des Briefes gebrochen und das Erste, was herausfällt, sind drei Thalerseine. Der Inhalt des Briefes aber lautete: „Meine Freunde! Der Arzt hat mir heute erklärt, daß ich nur noch wenige Tage zu leben hätte. Auf der Poststation für das Jenseits bin ich bereits als Passagier (blinder?) eingetragener. Meine letzte Bitte an Sie ist: für die inliegenden drei Thaler, zehn Tage nach meinem Tode, statt einer Messe, ein Trauerachtel mir zur Erinnerung zu trinken. Ich muß schließen, denn so eben kommt der Koffer, in dem ich meine Seele verpacken soll. Meinen Stuhl bitte ich am Abend der Trauerfeierlichkeit leer zu lassen, denn, wenn ich von Banquo im Paradiese das Kunststück erlerne, so erscheine auch ich an dem Abende als Geist in ihrer Mitte. Bitte, sich nicht zu graulen.“ Tags darauf war Dr. L. wirklich todt. Die Freunde gaben ihm in corpore das letzte Geleit, und manche Thräne wurde dem wackeren, zu früh verbliebenen Freunde am Grabe geweint (mit Wein?). — Pünktlich am zehnten Abende hierauf finden wir die Gesellschaft um den Tisch versammelt, alle in schwarzen Fracks. Auf dem Tische ruht das Achtefäßchen rings herum mit Krepp garnirt. Den Henkel eines jeden Glases zierte eine schwarze Schleife. Der Stuhl des Dahingeschiedenen steht leer, vor ihm auf dem Tische das gefüllte Stangnglas mit einem Immortellenkranz umwunden; auch eine Speisefarte liegt daneben, auf der aber nichts weiter zu haben ist, als Ambrosia. Einer aus der Gesellschaft hielt nun eine Rede an den Unsichtbaren und ersuchte ihn, für die ganze Gesellschaft „Quartier im Paradiese“ zu bestellen, sich aber, bis zu ihrem Erscheinen, die Zeit nicht lang werden zu lassen. Dann berührten Alle mit ihren Gläsern das Glas des verbliebenen Freundes und tranken mit einem „Friede deiner Asche“ sie bis auf die Nagelprobe leer. Da Dr. L. ein großer Freund von Boullspielen im Leben war, so wurde ihm zu Ehren auch noch ein „Trauerboul“ gespielt mit umflorten Duen's und um Mitternacht die originelle (schamlose?) Feier mit Absingung des schönen Liedes: „So leb' denn wohl, Du altes Haus“ geschlossen.“

Nur eins hat die Gesellschaft vergessen; sie hätte als „Bundeslied“ noch anstimmen sollen: „Uns ist so kannibalisch wohl, als wie 500 Säuen.“

E einmal diese Erscheinungen antichristlicher Verblüderung in Betracht ziehend, die, wie eine Seuche auch manche Katho-

liken infizirt, wollen wir aus dem Eliseum der gottlochesten antichristlichen Propaganda, **Belgien**, wo dieselbe freilich auch zugleich an der gerüstet dastehenden hl. Kirche einen festen Damm findet, hier erwähnen, daß es daselbst fast in allen Städten sogenannte „Solidaires“ („Verbündete“) giebt, die sich feierlich verpflichten, auf dem Sterbebett die hl. Sacramente nicht zu empfangen, d. h. wie ein Hund zu krepiren. Wie zum Hohn der Kirche fordern aber diese Leute, welche im Leben und Sterben die hl. Religion verhöhnen, stets die Beerdigung ihrer so verendeten „Brüder“ auf dem geweihten Boden der kathol. Friedhöfe und wollen sie auf dem ungeweihten Theil derselben, der für allerlei Kaliber bestimmt ist, nicht einsargen lassen. Dabei breiten die „liberalen“ Blätter aus, um die alberne Forderung dieser Ungläubigen zu begründen: in Deutschland würden regelmäßig Katholiken, Protestanten, Juden durcheinander auf denselben Gottesacker begraben. Natürlich: Lügen ist ihnen eine Tugend, wenn's nur zum Zwecke dient!

In dem reformirten **Bern** steigt der Thurm der katholischen Kirche wacker empor. Ein Berner Correspondent machte darüber folgende drollige Betrachtung: „Während Hunderte und Hunderte ihr Geld herschleppen, um an der bernischen Handelsbank Aktien zu holen und damit Wucherzinsen zu erwerben, baut ein „simpler Pfaffe“ neben der Bank eine Kirche aus lauter zusammengegebetteltem Gelde, d. h. mit Aktien, die der liebe Gott zurückbezahlen soll. Ein katholischer Geistlicher reist in alle Welt, um für Gründung einer Kirche in Bern Geld zusammenzubetteln und opfert selber Geld, Zeit und Ruhe — und ein schweizer Bundespräsident bleibt zu Hause und läßt sich von Paris jährlich 25,000 Francs für seine Familie schicken. Den Pfaffen nennt man hier dumm, den Staatsmann geschickt.“

Alle Mittel sind gewissen Leuten recht, wenn sie nur gegen die katholische Kirche verfahren. So liest man in den kathol. Blättern aus **London** folgende Anzeige: „10,000 katholische Kinder werden jährlich in Großbritannien durch Proselytenmacherei zum Protestantismus hinübergeführt, vorzüglich, wenn nicht allein, durch das System des Workhouses (Armenhäuser).“ Das ist eine gewichtige Antwort auf alle die Geschichten von „kleinen Mortaras“, welche man erfindet, um darüber ein Wehgeheul anzustimmen. Jene Annonce ist eingekauft vom hochw. William Kelley, Pfarrer der Marien- und Michaelsgemeinde, welcher erklärt, daß allein in seiner Pfarrei 300 kathol. Kinder im Anglikanismus erzogen werden, so weit dies bei einem fortwährend protestantischen Unterricht zu erreichen ist — die Folgen eines Zwangs-Proselitismus, da kein katholischer Priester mit jenen Kindern in Verührung kommen kann.

Die Leser erinnern sich vielleicht noch der famosen Geschichte von den „verfolgten Protestanten“ in **Spanien**, worüber ein so klägliches Zeitungswimmern entstand, weshalb aus allen Landen Gesandtschaften an die Königin abgingen, um die „Märtyrer“ zu befreien. Jetzt bringt das Journal „El Comercio“ in Cadix einen Brief von Martin Escalante, dem „protestantischen Obermartyrer“, worin dieser schreibt,

„daß er nach elf Jahren der Finsterniß und des Todes seine Augen dem Lichte der katholischen Wahrheit wieder geöffnet, daß er glaube, hoffe und liebe, wie die katholische Kirche, Gott wegen seiner Undankbarkeit um Verzeihung bitte, ebenso die unbesleht empfangene hl. Jungfrau, die er schändlich beleidigt, die katholische Kirche, die er verfolgt, Spanien, das er skandalisiert, sein Weib und seine Kinder, denen er ein schlechtes Beispiel gegeben.“ So Eskalante. Desgleichen berichtet der „Standard“ aus der „Epoka“: „Don Nicolas Marselan, einer der spanischen Protestanten, ist nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in England in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt und hat die Abschwörung seiner Verthümer in die Hände des Erzbischofs von Granada niedergelegt.“

Der Erzherzog Maximilian will, ehe er nach Mexiko, wo der elende Juárez nun vollständig geschlagen ist, abgeht, noch dem heil. Vater einen Besuch machen, um Sr. Heiligkeit seine Verehrung zu bezeugen. Der heil. Vater erfreut sich einer guten Gesundheit und ging lektzin viermal um den Pincio-Hügel. Da gab's nun etwas, was einige Zeitungen übel vermerkt, aber doch erzählt haben, um zu zeigen, in welcher Verehrung der Papst selbst bei den Protestanten steht. Der Correspondent der englischen Hauptzeitung „Times“ schreibt nämlich gelegentlich jenes Spazierganges Sr. Heiligkeit: „Es war auffallend und einigermaßen leidig zu sehen, wie bei dieser Gelegenheit englische Damen, und zwar Protestantinnen, ihre Taschentücher ausbreiteten und niederknieten, während der Pontifex vorübertritt. Ehre wem Ehre gebührt, und persönlich sind wenige Souveräne ehrenwerther als Pius IX., aber die erwähnte Huldigung, welche mehr dem geistlichen als dem weltlichen Fürsten galt, war für Protestanten doch etwas zu stark. Leider aber vergessen unsere englischen Landsleute, Männer und Frauen, im Ausland nicht ganz selten ihrer Nationalität und Religion, um sich eine gewisse Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, und so fehlt es hier sogar nicht an solchen, welche den vormaligen König von Neapel um eine Decoration angegangen haben.“ Selbstverständlich stimmen wir in das „Leider“ nicht ein, sondern freuen uns, daß alles Schreien gegen Rom in England nicht vermocht hat, die Engländer für die großen Tugenden eines Pius blind zu machen.

Selbst in Amerika hat der schreckliche Krieg, wie man daher schreibt, das Ansehen der kath. Feldgeistlichen und folgerichtig des kath. Glaubens, der ihnen so große Aufopferung einflößt, außerordentlich gehoben. Die Deutschen spielen aber auch da eine verschleierte Rolle. Sie sind entweder ganz gut oder ganz schlecht in kirchlicher Beziehung, und werden entweder besser oder schlechter, als zu Hause. Diejenigen, schreibt ein Augenzeuge, welche zu Hause das Christenthum und den sittlichen Anstand bloß mitgemacht haben, fallen ab und werden da ganz schlecht. In Amerika braucht man keine Maske, es kann sich Jeder so schlecht zeigen als er ist. Darum werfen auch alle, die als Namenschristen herüberkommen, da die Maske ab und machen sich durch ihre Gottlosigkeit in den Augen der Amerikaner ver-

ächtlich. Schwelgen und Sabbathschänden, das kann der Amerikaner nicht ertragen, und jeder, der es thut, ist in Amerika als elender Lump bezeichnet. Und das thun meistens nur Deutsche und deshalb wird der Name „Deutschmann“ mit wenig Achtung ausgesprochen. Lumpen und Unchristen gelten in der neuen Welt noch weniger als in der alten. Wer aber gut hinüber kommt, wird dort besser und eifriger in der Religion, und wird auch gewitzigt und gewürfelt in den Geschäften durch das Beispiel der Amerikaner. — Die Geistlichen stehen in großer Achtung, besonders jene, die dem Missionsleben sich widmen, und werden immer mit inniger Liebe und Hochachtung von den zerstreuten Christen empfangen. Es ist rührend, welche Opferwilligkeit diese guten Leute, besonders die Irländer und ihre Abkömmlinge, für die heilige Religion zeigen. Die größte und schwerste Sorge der Katholiken ist, gute katholische Schulen zu gründen und zu erhalten, denn in den Schulen, welche die Regierung unterhält, ist Religion ausgeschlossen, und die Kinder, welche dieselben besuchen, werden dem Glauben untreu oder doch gleichgiltig.

Es wäre, um schließlich noch eine Correspondenz Dr. Gliedner's aus Kaiserswerth vom 24. Februar in der Schles. Ztg. vom 5. März, 1. Beil., über Schleswig zu berücksichtigen, von österreichischer Seite erbärmlich und unverantwortlich, wenn sich bewahrheitete, „daß in manchem der österreichischen Lazarethe noch keine katholischen Geistlichen gewesen zu sein schienen und Katholiken wie Protestanten nach geistlicher Speise hungerten.“ Auch im preussischen Truppentheile scheinen keineswegs genügend Feldgeistliche vorhanden zu sein, wie aus einem Privatbrief hierher zu schließen, da der lektzin in K. anwesende Priester der Hälfte der nach den hl. Sakramenten verlangenden Militärs nicht das hl. Bußsakrament spenden konnte, weil ihm dafür Zeit und Kräfte ausgingen. Das ist höchst beklagenswerth! Die Gliedner'sche Correspondenz deutet auch noch auf die protestantischer Seite in den österreichischen Lazarethen geschehene Austheilung von protestantischen „Bibeln und Erbauungsschriften, die mit Dank angenommen seien,“ hin und fordert auf, daß sich freiwillige Missionäre zu den Verwundeten aufmachen, um „das Evangelium den armen Kranken persönlich nahe zu bringen und Ernte zu halten.“ Wenn sich diese Sorgfalt des Pastors auf protestantische Konfessionsgenossen bezöge, so könnten wir daran keinen Anstoß nehmen. Leider deutet aber die Austheilung von „Erbauungsschriften“ oder „Traktäthen“ in dem österreichischen Lazareth, wo fast nur Katholiken krank liegen, auf die beliebte pietistische Praxis hin, „auf katholischem Boden zu ernten.“ Die katholischen Feldgeistlichen mögen daher zusehen, daß die Krankenpflege nicht gleichbedeutend mit künstlicher protestantischer Proselytenmacherei werde.

Die Revolution auf San Domingo.

Die Revolution, welche gegenwärtig auf San Domingo wüthet, die spanische Herrschaft zu stürzen droht und den Racen-

Krieg wieder mit allen seinen Gräueln über diese unglückliche Insel heraufbeschwört, lenkt abermals die Blicke Europa's so gut wie der amerikanischen Regierungen, insbesondere des Cabinettes von Washington dahin, das wohl sich thätiger zeigen würde, wenn es nicht selbst bis an die Ohren in Kriegsnothden versunken wäre. Mehr wie auf irgend einer der anderen Inseln der Antillen, selbst Cuba nicht ausgenommen, haben sich von je her europäische und amerikanische Intriguen dort gekreuzt und die europäische Herrschaft in Frage gestellt. San Domingo fiel bekanntlich mit der Entdeckung Amerika's unter die Souveränität Spaniens. Indes schon seit 1630 hatten französische Abenteurer, durch ihre Regierung begünstigt, sich an seiner nordwestlichen Küste auf der Schildkröteninsel (Tortuga) festgesetzt und ausgebreitet, was zu vielfachen Handelns Anlaß gab und zur Folge hatte, daß im Frieden von Ryswyk (1697) diese Occupation von Spanien anerkannt werden mußte. Von da ab zerfiel die Insel in einen spanischen und französischen Antheil, die man seitdem durch die Namen San Domingo und Hayti unterschied. Ein Jahrhundert später mußte Spanien im Baseler Frieden auch seine östliche Hälfte der Insel an Frankreich abtreten, welches den dominicanischen Antheil den empörten Farbigen unter Toussaint Louverture 1803 wieder entriß. Als nun im Jahre 1808 der Volkskrieg gegen Napoleon ausbrach, befahl die Junta von Sevilla dem spanischen Statthalter auf Puerto Rico, den Franzosen auf Hayti den Krieg zu erklären, und mit Unterstützung der Briten fiel den Spaniern 1809 wirklich der feste Platz San Domingo und mit diesem die östliche Hälfte der Insel wieder in die Hände. Der erste Pariser Friede gab dieser Eroberung die rechtliche Weihe, indem der König von Frankreich förmlich die dominicanische Hälfte der Insel an Spanien zurückgab. Im Jahre 1821 aber, wo die Revolution im Mutterlande den abgefallenen Colonien in Amerika die beste Aussicht auf Erfolg gewährte, wurden auch in San Domingo die spanischen Behörden vertrieben und die östliche Hälfte mit der freien Neger-Republik Hayti unter dem Präsidenten Boyer vereinigt. Bald darauf wurden die Creolen San Domingo's von ihren Besitzungen vertrieben, unter dem Rechtsvorwande, daß sie ihre Eigenthumsrechte urkundlich nachweisen sollten. Die meisten wanderten aus und nur ein kleiner Theil zog sich in die freien Berge von Cibao zurück. Im Jahre 1830 schickte die spanische Regierung einen Bevollmächtigten an die Regierung Boyers, um eine Entschädigung für die vertriebenen Ansiedler zu begehren; da aber der Gesandte kein Geschwader hinter sich hatte, sondern als Gegenstand nur die Anerkennung der haytischen Ansprüche auf San Domingo in Aussicht stellte, so zerschlugen sich alle Verhandlungen. Hätte die afrikanische Regierung damals den Vorschlag ergriffen, so wäre es ohne Rechtsverletzung der spanischen Regierung nicht möglich gewesen, San Domingo seinen Staaten jetzt wieder einzuverleiben.

Im Jahre 1843 brachen zuerst in Hayti, also auf der afrikanischen Hälfte der Insel, Unruhen gegen Boyer aus, und diese Verwirrung benutzten die Mulatten des dominicanischen Espanola, um sich durch eine Unabhängigkeitserklärung (16. Januar 1844) von dem Negerreiche wieder zu trennen. Der Anführer der dominicanischen Mulatten war Pedro Santana (nicht zu

verwechseln mit dem mexikanischen Exdictator Santana), und das Feldgeschrei der Seccessionisten lautete höchst bezeichnend: *Viva la virgen Maria!* Die spanische Sprache war nämlich unter der Negerherrschaft unterdrückt und verpönt worden*).

Der Abfall der Mulatten begann daher mit einer Rückerrinerung an die frühere Herrschaft und mit einer Wiederbelebung der spanischen Sprache, in welcher auch die Unabhängigkeitserklärung abgefaßt war. Gleich anfangs erkannten aber die Mulatten sehr richtig an, daß sie ohne auswärtige Stütze zu schwach wären, gegen den afrikanischen Westen sich zu halten, der nach Boyers Sturz und nach einem kurzen anarchischen Zwischenspiel dem „Kaiser“ Souliouque zugefallen war. Der „General“ Baez und Santana wurden daher ermächtigt, sich an den Generallieutenant auf Cuba zu wenden und ihm die Rückkehr San Domingo's unter spanische Herrschaft anzubieten, unter der einzigen Bedingung, daß niemals die Sklaverei auf der Insel wieder eingeführt werden dürfe. Spanien war damals so sehr entkräftet, daß es dieses vom Himmel gesallene Geschenk nicht annehmen durfte, denn jedenfalls hätte es sich dadurch eine Fehde mit den Vereinigten Staaten zugezogen, die schon damals an dem Lehrsatz Monroe's festhielten: daß nämlich Amerika den Amerikanern (worunter die Vereinigten Staaten sich selbst verstanden) gehöre. Von Spanien zurückgewiesen, wandten sich die Mulatten an Frankreich, und wirklich brachte es der französische Generalconsul in Port-au-Prince durch seinen Eifer so weit, daß sich das gesammte westindische Geschwader Frankreichs vor San Domingo versammeln und die Einverleibung des Mulattenstaates verkündigen sollte, als plötzlich wieder Gegenbefehle eintrafen. Im Jahre 1848 machten die Bewohner Domingo's noch einmal den Versuch, sich an Frankreich anzuschließen, aber eben so vergeblich wie früher.

Als plötzlich nach der Militärrevolution unter O'Donnell 1854 Spanien wie verjüngt sich erhob, da geschah unter dem „Befreier“ Santana 1856 ein Schritt, welcher die jetzt erfolgte Rückkehr unter die spanische Herrschaft behutsam einleitete. Spanien hatte nämlich in diesem Jahre die Unabhängigkeit Domingo's anerkannt, unter der Bedingung, daß es den Eingebornen spanischer Abkunft freistehen sollte, ihre spanischen Heimathrechte dadurch zu reklamiren, daß sie sich in öffentlichen Listen wieder „immatriculiren“ ließen. Die Zahl der Matriculados war so groß, daß die Minister des Präsidenten aus solchen Matriculados genommen werden mußten. Die Monroe-Doctrin hing indessen noch immer wie ein Schwert über den Häuptern der spanischen Partei. Als aber der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten ausgebrochen war, genügte am 18. März 1861 eine einfache Erklärung Santanas und seiner Genossen, um die Republik wieder in eine spanische Colonie zu verwandeln. Der Vorgang ist von den europäischen Mächten mit stillem Vergnügen anerkannt worden, weil er die erste Bresche in die Monroe-Doctrin brach. Nur zwei Stimmen haben sich verwahrt: die Negerrepublik Hayti und das Cabinet von Washington.

San Domingo könnte ein Juwel in den Händen einer

*) In Hayti oder im afrikanischen Espanola herrscht die französische Sprache.

arbeitsamen Bevölkerung werden. Cristobal Colon, der erste Entdecker, war so entzückt über die Pracht der Ebenen im Norden, daß er eine davon den Königsgau (Vega Real) nannte. Die Reichthümer der Insel an den edelsten Lurushölzern sind noch nicht erschöpft, und jetzt sind dazu noch Kohlenflöße gefunden worden; in Westindien aber sind Kohlen so gut wie baare Geld. (Vergl. die Wochenschrift: „das Ausland“ pro 1862 fol. 185.) Gelänge es, die spanische Herrschaft auf San Domingo wieder zu befestigen, so könnte dieses eben so gut eine Perle in der castilianisch-aragonischen Krone werden, als das benachbarte Cuba auch. Allein daran ist nicht zu denken, so lange die Republik Hayti neben dem spanischen Antheile fortbesteht. Die neueste Revolution bestätigt dieses von Neuem. Im Interesse der Civilisation und des europäischen Elementes kann man ihr unmöglich den Sieg wünschen. Bei dem Aufschwunge, den die spanische Nation in neuerer Zeit genommen hat, läßt sich auch nicht annehmen, daß sich die Erfolge ihrer Waffen lediglich darauf beschränken werden, den Aufstand niederzuwerfen. Man hat vielmehr wohl Grund zu der Annahme, daß zwischen dem Cabinete von Madrid und dem der Tuilerieen schon ein Einvernehmen besteht, bezüglich des ehemals französischen Antheils. Bekanntlich gehört es zu den Lieblingsneigungen des Kaisers Napoleon, Frankreich mit Colonial-Besitz zu versorgen. Nachdem er so viele Mühe und Kosten aufgewandt hat, die französischen Besitzungen am Senegal auszudehnen, Cambodscha und selbst Neu-Caledonien unter seine maritime Herrschaft zu bringen, wird er schwerlich diese Veranlassung unbenutzt lassen, die alten französischen Rechtstitel auf Hayti wieder aufzufrischen oder doch wenigstens ein „stabiles Regiment“ auf dieser Insel wieder einzuführen. Es entspricht das gar zu sehr dem Gedankengange seiner mexicanischen Politik.

Schule der Weisheit.

[Die Nachtigall.] Als der liebe Gott, erzählt eine Legende, die kleinen Vögel geschaffen hatte und sie Alle noch nicht fliegen waren, singen sie doch schon an, sich zu streiten um das Kleiden, das sie anziehen sollten. Der Stieglitz, der Fink, das Rothkehlchen, die Bachstelze, die Schwalbe — jedes wollte das schönste Kleidchen haben, und der gütige Gott gab ihnen auch Allen recht hübsche und bunte. Die Nachtigall hatte nichts gesagt, denn sie war fromm und bescheiden und verließ sich auf den lieben Gott. Sie bekam nun freilich das unscheinbarste Kleidchen, das übrig geblieben war; aber dafür gab ihr Gott die schönste Stimme vor allen Vögeln und sagte: „Gehe hin und singe es den Menschen vor, daß ich die Liebe bin.“

[Die leere Tafel.] Eine Bäuerin brachte ihr sechsjähriges Söhnlein in die Schule, und bat den Lehrer, ihren Kleinen doch auch aufzunehmen. „Herr Schullehrer!“ sprach sie, „da bringe ich Ihnen eine leere Tafel; schreiben Sie fein etwas Geschicktes darauf.“ Sind nicht auch unsere Herzen mehr oder weniger leere Tafeln, und sollen wir nicht täglich den heiligen Geist bitten, daß Er auf dieselben Grundsätze der Weisheit mit dem Griffel Seiner allmächtigen Gnade schreibe?

[Die Bettlerin.] Zur Zeit der Theuerung kam an einem rauhen, kalten Wintertage ein unbekannte, arme Frau in das Dorf und bat flehentlich um Almosen. Ihre Kleidung war reinlich, aber sehr abgetragen und geslickt. Ihren Kopf hatte sie, da es heftig schneite und wehte, mit einem Tuche dicht umhüllt. In der rechten Hand führte sie einen langen Stab; am linken Arme trug sie einen Korb. Aus den meisten Häusern wurden ihr nur geringe Gaben zum Fenster herausgereicht; von einigen reichen Leuten wurde sie mit unfreundlichen Worten abgewiesen; nur ein armer Bauer rief sie herein in die warme Stube, und die Bäuerin, die eben einen Kuchen gebacken hatte, gab ihr davon ein großes Stück. Am folgenden Tage wurden ganz unerwartet und zur allgemeinen Verwunderung alle die Leute, bei denen die Unbekannte gebettelt hatte, in das Schloß zum Abendessen eingeladen. — Als sie in den Speisesaal traten, erblickten sie ein kleines Tischchen voll köstlicher Speisen, und eine große Tafel mit vielen Tellern, auf denen hie und da ein Stückchen verschimmeltes Brodt, ein Paar Erdäpfel oder eine Hand voll Kleie lag, auf einigen aber gar nichts zu sehen war. Die Frau des Schlosses sprach: „Ich war jene verkleidete Bettlerin und wollte bei dieser Zeit, wo es den Armen so hart geht, eure Wohlthätigkeit auf die Probe stellen. Diese zwei armen Leute bewirtheten mich, so gut sie konnten; sie speisen deshalb jetzt mit mir, und ich werde ihnen ein Jahrgeld auswerfen. Ihr andern aber nehmt mit den Gaben vorlieb, die ihr mir gerichtet habt und hier auf den Tellern erblickt. Dabei bedenkt, daß man euch einmal in jener Welt auch so austischen wird.“

Der Edelmann.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

Dieser unsichtbare Gast, der ungerufen in seinem Palaste einkehrte, der des Nachts leise wie ein böser Geist an sein Lager schlich und ihm längst verdorrte Stimmen hören ließ, war . . . sein eigenes Gewissen. Er glaubte es längst durch die Last seiner Sünden erstickt und durch Genüsse abgestumpft zu haben, aber es erwachte plötzlich wieder und sein Stachel schien durch die Zeit geschärft worden zu sein. Als bald wurde es dem Edelmann in der Hauptstadt des Reiches zu enge. „Ich will auf mein Landgut zurück,“ sprach er zu sich selbst, „will die Schönheit des Frühlings, die Reize des Landlebens genießen. Hier werde ich innere Ruhe und Befriedigung finden!“ Schnell stand der Wagen vor dem Palaste und die stolzen Rosse flogen mit ihm dem Schlosse bei Chatillon zu. Die ganze Gegend umher glich einem blühenden Garten, die Berge schmückte die grüne Rebe, die Bäume die silberweiße Blüthe. Mit Anbruch des Morgens sang die Lerche, und in der Dämmerung des Abends schlug die Nachtigall. Blumen mannichfacher Art nickten vom Winde bewegt in den Beeten des Parks und hauchten süßen, lieblichen Wohlgeruch. Der Edelmann lustwandelte durch die Alleen des Parks, durchzog Flur und Hain, athmete die milden Düfte des Frühlings, doch er vermochte nicht froh und fröhlich zu werden. Der Wasserfall vom Felsen herab vermochte die Stimme des Gewissens nicht zu übertönen, der süße Gesang der Lerche und

der melodische Schlag der Nachtigall konnten das poehende Herz nicht fänstigen und stillen. In den einsamen Gängen kam ihm die blutige Gestalt des Verwundeten entgegen; sie saß des Nachts am Lager und mückte Bitterkeit in den Morgentrank. „O Gott,“ seufzte der Gequälte, „auch hier in der Einsamkeit nicht Ruhe noch Rast, immer der alte Wurm, der nagt am Herzen und nicht sterben will, das alte Feuer, das brennt und nicht erlöschen will.“

In diese Gedanken vertieft, ging er eines Abends nur in einen schlechten Mantel gehüllt durch den Wald, der an sein Schloß stieß. Ein Wanderer begegnete ihm; er schien der Tracht nach aus der Gegend zu sein. Sie grüßten sich gegenseitig und der Edelmänn knüpfte ein Gespräch mit dem Fremden an, der ihn auch nicht zu kennen schien. „Woher des Weges?“ fragte ihn der Edelmann. Der Fremde entgegnete: „Ich komme von Chatillon, wo ich Geschäfte hatte und will nun wieder nach Hause.“ „Was giebt es Neues in Chatillon?“ „Das Neueste ist, daß sie nun dort einen neuen Pfarrer haben, von dem Ihr indeß wohl auch schon gehört haben werdet. Es ist noch nicht so lange her, daß er aus Paris hier ankam und in dieser Zeit hat er alle Herzen schon gewonnen, denn er ist ein wahrhaft apostolischer Mann. Ihr wißt vielleicht, wie es noch vor Kurzem mit der Religion in dieser Stadt ausah und in welch' traurigem Zustande die Kirche sich befand. Seitdem dieser fromme Pfarrer angekommen ist, siehe da, ist alles wie verwandelt. Das religiöse Leben kehrt wieder zurück, die Geistlichen führen einen musterhaften Wandel und das Gotteshaus beginnt allmählich ein würdiger Tempel des Herrn zu werden. Wenn dieser Gottesmann predigt, ist die Kirche, welche früher öde und leer stand, mit Zuhörern gefüllt; er hat aber auch Worte des Trostes und der Salbung. Und diese Worte sind nicht bloß glatte Worte, nein, er übt was er spricht. Sein Leben ist einfach, und was er erübrigt, ist Eigenthum der Armen. Keine Hütte ist ihm zu ärmlich, die er nicht beträte, kein Mensch ist ihm zu gering, daß er ihm nicht freundliche Hilfe leisten sollte. Manchen Sünder hat er wieder auf den rechten Weg zurückgeführt, und manches trostlose Herz, das der Verzweiflung nahe war, hat er mild und liebevoll getröstet, so daß es wieder neu auflebte und süßen dauernden Frieden empfand. Gott erhalte Chatillon und der ganzen Gegend diesen eblen Mann und frommen Pfarrer. Doch sieh! der Weg rechts da führt nach der Heimath, gute Nacht!“ Der Fremde schlug den Seitenweg ein, der Edelmann ging stille und nachdenkend weiter. Die Worte des Fremden hatten sein Herz getroffen; er sprach zu sich selbst: „Wenn dieser Mann auch Worte des Trostes für dich hätte? wenn er dir jenen Frieden geben könnte, den du vergebens aussuchst in den Genüssen und Zerstreuungen der Hauptstadt, wie in der Einsamkeit und Schönheit des Landlebens? Gehe hin zu ihm, öffne ihm dein Herz; vielleicht hat er Balsam für seine Wunden!“ Er begab sich nach seinem Schlosse zurück und schloß sich in sein Gemach ein. Die ganze Nacht kämpfte seine Seele einen unaufhörlichen Kampf. Einerseits drängte ihn die Unruhe seines Gewissens, das marternde Gefühl der Reue, zu dem frommen Pfarrer zu gehen, anderseits erwachte der alte, tiefgewurzelte Stolz in seinem Herzen, der gewohnt war, keines Höhern Gebot anzuerkennen. Die Fragen: „was werden deine

Freunde sagen, wenn es heißt, du seiest als reuiger Sünder nach Chatillon gekommen? wie, du willst dich vor einem Menschen beugen und Verzeihung erbetteln?“ zerquälten sein Herz und schienen zu überwiegen. Endlich siegte doch das Bessere in ihm und er sprach: „Ich werde gehen, werde ihn hören, werde mit diesem würdigen Pfarrer sprechen. Ich will von ihm erfahren, ob meine Seele schon mit dem Siegel der Verdamniß gebraucht ist, oder ob Gott noch etwas von mir will.“

Nach kurzem Schlummer erhob er sich, stieg, in seinen Mantel gehüllt und den Filzbut tief in die Stirne gedrückt, als hätte er einen neuen Mord erfunden, zu Pferd und verbot durch eine Bewegung seinen Leuten, ihn zu begleiten. Die Diener sahen ihrem Herrn verwundert nach und sagten zu einander: „Er hat wohl wieder eine Ehrensache auszusechten, verzweifelter als die frühere. Er wird aber trotz seiner Geschicklichkeit im Rechten doch noch einmal bleiben.“

Der Edelmann hatte vernommen, der Pfarrer von Chatillon predige heute. Er ritt gerade der Kirche zu, band sein Pferd außerhalb an, ging hinein und setzte sich auf die nächste Bank. Mit Verwunderung sahen ihn die Zuhörer an und flüsterten einander zu: „Der hier? Was mag ihn an diesen Ort führen? Was will er?“ Allein der Edelmann bekümmerte sich nichts um die Blicke, welche da gewechselt wurden, und schien Niemand zu bemerken. Er war nur mit sich selbst beschäftigt und harrte auf den Prediger. Dieser erschien alsbald und betrat die Kanzel. Er war von mittlerer Größe, sein Auge lebhaft, sein Angesicht ernst und streng. Im Verlaufe der Rede wurde es sanft und mild, und als der Prediger von der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und der Nichtigkeit der Erdengüter sprach, und hinwies auf das Ewige und Unvergängliche, auf jenen dauernden Frieden, den die Welt nicht geben kann, der nur aus dem Umgange mit Gott erblühe, da schien sich seines ganzen Wesens eine überirdische Gewalt zu bemächtigen, welche alle Zuhörer mit sich fortriß und in ein höheres Dasein versetzte. Noch lange, nachdem der Prediger die geweihte Stätte bereits verlassen hatte, saß der Edelmann gedankenvoll da, er fühlte zum ersten Male, daß es noch eine höhere Glückseligkeit gebe, als bloß irdische, und je länger er von Gott entfernt gelebt hatte, eine desto tiefere Sehnsucht ergriff seine Seele, wieder zu ihm zurückzukehren.

Schweigend ritt er nach Hause. Bei der nächsten Predigt, in der der Redner von der Güte und Barmherzigkeit Gottes sprach, fand sich der Edelmann ein und nach Beendigung derselben ließ er sich zum Pfarrer von Chatillon führen. Dieser empfing ihn zuvorkommend und freundlich und beide hatten eine Unterredung, welche eine Stunde dauerte. Als der Edelmann das Zimmer des Geistlichen verließ, waren seine Augen rothgeweint, seine Züge drückten tiefe Zerknirschung, innern Seelenschmerz aus, durch welchen hindurch indessen eine unendliche Gemüthsfreudigkeit schimmerte. Er hatte eine allgemeine Reichte abgelegt. Gleichsam trunken von den milden trostreichen Worten der Priesters und neu belebt von Gefühlen, welche ihm bisher fremd gewesen waren, schritt er seinem Schlosse entgegen. „Dank dir, tausend Dank, du großer, allmächtiger, du ewiger Gott, daß du mich wieder zu dir zurückgeführt hast. Jetzt erst sehe ich ein, was ich bin, meine Sünden und Schulden liegen

vor mir, ich schaudere vor meinem ganzen, bisherigen Leben und doch ist es mir jetzt so wohl um das Herz, wie nie zuvor in meinem ganzen Leben.“ Also rief er aus und in dem Augenblick, als er eine Bewegung der Freude machte, öffnete sich sein Mantel und er sieht das Hest seines Degens in der Sonne glänzen. Eine finstere Wolke umzog seine Stirne und er senkte seine Augen. Nach einer Weile sprach er: „Soll ich ihn zerbrechen? es ist der Degen meiner Väter, ein Degen, der auf den Feldern Italiens gegläntzt hat, im Kampfe für die Zwistigkeiten Frankreichs. Soll ich ihn zerbrechen? Nein, ich kann es nicht!“ Er zog ihn langsam aus der Scheide und betrachtete seine glänzende Klinge. Sie hat mich,“ sprach er zu sich selbst, „nächst Gott aus manchen Gefahren errettet, was würde ich ohne sie thun, wenn man mich angreift?“ Er betrachtete sie näher, doch plötzlich durchlief ein Schauer seine Glieder. „Ach,“ sagte er, „dieser Degen hat das Herz von Männern durchbohrt, die ich meine Freunde nannte; Blut klebt an ihm und durch ihn flossen die Thränen von Wittwen und Waisen. Wie mag ich ihn schonen?“ Rasch geschmettert er die Klinge am nächsten Felsen, daß sie in Stücke zerbrach. Mit dieser That hatte er vollends Abschied von seinem früheren Leben genommen und wurde ein neuer anderer Mensch. Sein Schloß, bisher der Schrecken der Umgegend, wurde die Zuflucht der Armen und Unglücklichen und wenn er später zu dem Pfarrer kam und ihn dieser „gnädiger Herr“ nannte, pflegte er zu sagen: „O Vater, wie ermüdet mich der Titel „gnädiger Herr,“ und wie drücken mich die Güter der Erde.“

Zuletzt verschenkte er sein ganzes Vermögen an die Armen, trat zu Lyon in ein Kloster und starb nach einer höchst schmerzlichen Krankheit daselbst als reuiger Sünder.

Der Gelmann war ein Baron von Chande, dessen Geschlecht noch jetzt in Frankreich lebt, der Pfarrer aber, der ihn bekehrte, war der heilige Vincenz von Paul.

Bermischte Nachrichten.

Breslau. Wir werden also vom 1. April d. J. ab zwei „Kirchenblätter“ haben, das „Schles. Kirchenblatt“ und das „Neue schles. Kirchenblatt.“ Ohne Frage wird schließlich das den besten Fortgang haben, welches den besten und ansprechendsten Inhalt bietet. Da beide Redakteure als leistungsfähig bekannt sind, so läßt sich ein wackeres Ringen hoffentlich ohne gegenseitige Feindseligkeit erwarten. Die Hausblätter wünschen ihnen alles Gute, sich aber das Beste. Diejenigen, welche etwa bei der Wahl zwischen den beiden Kirchenblättern zweifelhaft werden sollten, mögen doch den Zweifel nicht zu weit treiben und ohne Zweifel auf die Hausblätter abonniren. — Die Zahl der katholischen Studirenden hiesiger Universität beträgt nach genauerer Ermittlung nicht 300, sondern 434, die der protestantischen 368.

— Von den Stadtverordneten wurde in der Sitzung am 3. d. Mts. den „grauen Schwestern,“ welche außer ihrer anerkannten Aufopferung in der Krankenpflege auch noch circa 30 alte Frauen unterhalten, die sonst die städtische Armenpflege in Anspruch nehmen würden, für dies Jahr 100 Thlr. bewilligt.

Glaz. Als Regens des Convicts und Religionslehrer am

hiesigen Gymnasium ist der Religionslehrer Hugo Scheel von der Realschule in Reisse angestellt worden.

St. Petersburg. Aufsehen macht hier in hohem wie in niederen Kreisen die Heirath des jungen Fürsten Galizin. Dieser junge Mann, der Sohn des ehemaligen russischen Gesandten in Madrid, der Enkel des in Moskau vor kurzem verstorbenen Sergei Galizin, einer der glänzendsten Jünglinge des ganzen weiten Kaiserreichs, der Erbe eines ungeheuern Vermögens, hat trotz dem Gegenbemühungen und Rathschlägen, welche von allen Seiten ihn zu beeinflussen suchten, eine Zigeunerin geheirathet, die seit einer langen Reihe von Jahren in den Kaffeehäusern der Hauptstadt zu singen pflegte. Die ganze vornehme Welt ist außer sich über diese Verbindung, aber sie ist einmal geschehen nach aller Form des Rechtes und in Rußland giebt es keine Ehescheidung. Die Heirath des Mannes steht übrigens nicht so ganz vereinzelt in der Chronik der vornehmen russischen Familien. Vor etwa zwanzig Jahren heirathete ein junger Trubezoi, den man wegen seiner tollen Streiche den Wilden zu nennen pflegte, indem er wegen derselben zwölfmal aus dem Offizierstande zum Gemeinen zurückgesetzt worden war, eben auch eine junge Zigeunerin und war von dem Augenblick an ein besonnener und gesetzter Mann. Wir wollen sehen, ob das Mittel auch hier von Wirksamkeit ist.

London. Wie ein irischer Deputirter, Whiteside, kürzlich im Londoner Parlamente erwähnte, sind vom Juni 1841 bis Juli 1863 nicht weniger als 2,718,567 Personen aus Irland ausgewandert, und sind in den letzten 13 Monaten wahrscheinlich gegen 100,000 Irländer in die amerikanischen Kriegsdienste getreten. Die Bevölkerung von Irland betrug 8½ Million im Jahre 1843, jetzt nicht ganz 5½ Mill. Wäre sie in derselben Progression gewachsen wie die Bevölkerung Englands, so müßte sie 12 Mill. betragen.

England. (Dampfmaschinen.) In England arbeiten die Dampfmaschine mit einer Kraft von 82,685,214 Pferden, was einer Arbeit von 400 Millionen Menschen gleichkommt. Da England eine Bevölkerung von 20 Millionen Seelen besitzt, so leisten die Dampfmaschinen 20 Mal so viel als die Menschen arbeiten können.

Paris. (Grauenhafte Revolutions-Erinnerung.) In Paris gelangte in diesen Tagen eine Büchersammlung zur Versteigerung. In derselben befindet sich ein Buch „Die Constitution der Republik,“ das in Dijon im Jahre II. der Republik gedruckt und in Menschenhaut gebunden ist. Dem Buche liegt ein Placat aus jener Zeit bei, in welchem der Bestand einer Verberei für Menschenhäute nachgewiesen wird. Das thaten die „Volksbefreier und Macher in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“

Turin. Als die großen Herren in Italien — es ist noch nicht so lange her — das Kirchengut in den Staatsfädel praktisirten, ward auch ein ordinärer Spigbube erwischt, wie er im Begriff stand, eine silberverzierte Muttergottes zu entkleiden. Wie nun der Spigbube vor's Gericht kommt, lautet eine der richterlichen Fragen: „Ob er aus Armuth das Verbrechen begangen habe?“ worauf der Verklagte erwidert: „Nein! aus Politik, denn da die Einziehung der Kirchengüter zum allgemei-

nen Besten dienen soll, habe ich nicht versäumen wollen, das Meinige dazu beizutragen."

Nordamerika. Auch in den „freien Nordstaaten“ der Union giebt es eine Art Sklavenmärkte: die dort versteigerten Sklaven sind katholische Kinder, die von einem puritanischen Vereine in den größeren Städten zusammengekauft, nicht selten auch gefangen werden, um sie nach dem Westen zu transportiren und dort unter protestantische Familien zu vertheilen. So berichtet z. B. der „Detroit Advertiser“ von einem solchen Markt in Fentonville im freien Staate Michigan, wo ein Knabe von 14 Jahren zu 18 Dollar, ein zartes Mädchen von 5 Jahren zu 12 Dollar, ein Mädchen von 12 Jahren nebst ihrer ganz kleinen Schwester zu 11 Dollar losgeschlagen wurde. Der Verkauf geschah, „um die Auslagen des Transports einer größeren Zahl Kinder zu decken.“ Allerdings sind diese Kinder nur bis zu ihrem 21. Lebensjahre Eigenthum der Käufer, aber nach Ablauf dieser Zeit sind sie nicht selten sowohl leiblich als geistig ruiniert. Die Stadtväter von New-York haben erst kürzlich wieder 3000 Dollars bewilligt, um diesem weißen Sklavenhandel mit katholischen Kindern erst recht auf die Beine zu helfen. — Hier haben wir ein Gegenbild zum Sklavenhandel des Südens — und der findet sich vor im freien Norden, dort, wo man so überschwinglich für die Negerbefreiung schwärmt.

**** (Freimaurer-Statistik.)** Nach dem „Courier de Havre“ giebt es jetzt in der alten und neuen Welt zusammen 8258 Freimaurerlogen mit etwa 500,000 aktiven Mitgliedern. Die Zahl der passiven und zurückgetretenen Mitglieder beläuft sich dagegen auf nahe an drei Millionen.

**** Die Luftschiffahrts-Manie,** welche in der letzten Zeit in Folge der Nadar'schen Speculationen in Frankreich hervorgetreten ist, steht jetzt nicht mehr vereinzelt da, denn auch jenseits des atlantischen Oceans beschäftigt man sich damit, durch verschiedenartig gestaltete Flugmaschinen den besiedelten Bewohnern der Küste Concurrenz zu machen. Ein Theil dieser Versuche gehört offenbar in den Bereich jener windigen Speculationen, welche auf den Geldbeutel des Publikums berechnet sind. Daneben giebt es aber auch immer noch Enthusiasten, für welche das Schicksal des Skarus einen besonderen Reiz zu haben scheint. Die neueste Erfindung der Art ist die „verbesserte Flugmaschine eines Herrn A. Kinsella aus Cascadas, im Washington-Territorium. Dieses Luftschiff ist nach einem ganz neuen Plane gebaut. Es besteht nämlich nicht aus einem Ballon, sondern aus einem liegenden konischen Cylinder, der ebenfalls aus gespaltenem Rohrgeflecht verfertigt und mit Seidenzeug überzogen. An der unteren Seite befindet sich die Maschinerie, welche einer

Dampfmaschine in der Construction ähnlich ist, nur daß die bewegende Kraft durch Wasserstoffgas bewirkt wird, das in einem eigenen Generator erzeugt wird. Diese Maschinerie setzt zwei Fächeräder in Bewegung, welche durch zwei Röhren die Luft im Hintertheile des Schiffes mit Gewalt austreibt und es so vorwärts bewegt. Am Hintertheile hat das Fahrzeug ein Rad, womit ein Steuerruder in Verbindung steht, wodurch die Maschine beliebig gelenkt werden soll. Der Erfinder sucht eine Luftschiffahrts-Gesellschaft mit einem Capital von einer Million Dollars zu organisiren, um eine regelmäßige Postverbindung um den Erdball in östlicher Richtung zwischen dem 30. und 60. Grad nördlicher Breite herzustellen. Wenn 100,000 Dollars beisammen sind, soll dieser Dienst beginnen. Einstweilen wollen wir abwarten, ob das ganze Project, nicht wie so viele frühere, noch bevor es zur Ausführung kommt, wie eine Seifenblase zerplatzt. Mittlerweile hat zur Abföhlung die Flugmaschine eines anderen amerikanischen Aeronauten, eines Dr. Andrew, beim ersten Versuche ein schmachliches Fiasco gemacht.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Hr. Auguste Krause, Hr. Stabsarzt Dr. Kessler, Reiffe; Hr. Auguste Hauff, Hr. F. Petrich, Breslau; Hr. Vertha Rothert, Hr. Kantor Th. Engler, Neumarkt; Hr. Anna Zipper, Hr. M. Lengnit, Daniszyn.

Gestorben. Buchhalter M. Raab, Breslau; Gutsbesitzer H. Rönisch, Posen; Hr. Agnes Müllendorf, Steinau a./D.; Hr. Controlleur Anna Thämel, Reinerz; Hr. Elis. Barthel, Breslau; Rfm. A. Gröger, Frankenstein; Verw. Hr. Polizei-Inspr. Hasser, Landeshut.

Heut Nachmittag entschlief, mit den hl. Sterbesakramenten versehen, sanft im Herrn meine innigst geliebte Mutter, **Dorothea Bulang**, in einem Alter von 80 Jahren. Indem ich dies meinen Freunden tiefbetrübt anzeige, bitte ich zugleich, ein Vater unser für ihre Seelenruhe zu lesen.

Ziegenhals, den 5. März 1864.

[74]

Bulang, Pfarrer.

Der Unterzeichnete beehrt sich ergebenst anzuzeigen, daß die von ihm auf vielfachen Wunsch für Elementarschüler bearbeitete „**Kleine Erdbeschreibung**“, enthaltend das Wichtigste aus d. mathemat., phys. u. polit. Geographie, nebst geschichtl. Gedächtnistafeln, soeben in seinem Selbstverlage erschienen und sowohl direct von ihm, wie auch durch d. Buchhandl. Wöhrsch hier, für den Preis von 2½ Sgr. von jetzt ab zu beziehen ist. [73]

Breslau. Ruznik, Hauptlehrer (Ritterplatz Nr. 1).

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede, Straße 35.

Breslauer Börse vom 7. März 1864.

Getreide-Preise vom 7. März.

Freiw.Staats-Anl. 4½ —	Posener Pfandbr. 3½ —	Schles.neueLit.B. 4 —	W. Weizen Schl. 53—62—66Sg.
convert.v. 50 u. 52 4 95 B.	do. do. 4 —	do. Lit. C. . . 4 100½ B.	G. Weizen . 51—56—58 .
Preuss. Anl. 1853 4 —	do. do. neue 4 93½ G.	do. Lit. B. . . 3½ —	Roggen . 37—39—41 .
Preuss. Anl. 55.56 4½ 100½ B.	Schles. Pfandbr. 3½ 92½ G.	Schles. Rentenbr. 4 98 B.	Gerste . 30—33—37 .
Preuss. Anl. v. 59 5 105½ B.	do. Rustical 4 100½ B.	Posen. Rentenbr. 4 94½ G.	Hafer . 25—27—29 .
Präm.-Anl. 1853 3½ 123½ B.	do. do. 3½ —	Oesterr. Nat.-Anl. 5 66½ B.	Erbsen . 38—42—47 .
Staats-Schuldsch. 3½ 89½ B.	Schles.neueLit.A. 4 100½ B.	Oesterr. Banknoten 83½ G.	Kartoffeln . . Sack 26—36 .